

Vom schlechtem und von echtem Schweizerdeutsch [Fortsetzung]

Autor(en): **Dettli, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1946)**

Heft 10

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Weinmonat 1946

2. Jahrgang Nr. 10

30. Jahrgang der „Mitteilungen“

Von schlechtem und von rechtem Schweizerdeutsch

Nach einem in der Jahresversammlung 1946
des Deutschschweizerischen Sprachvereins gehaltenen Vortrag
von Paul Dettli

„Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun?“ „Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweiz“. „Heimatschutz und Muetersprooch“. „Häb Sorg zum Schwyzerdütsch“. - Unter diesen und ähnlichen Überschriften haben sich besorgte Kenner unserer deutschschweizerischen Sprachverhältnisse an ihre Landsleute gewandt, in den ersten beiden Veröffentlichungen, den Nummern 11 und 12 der „Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins“, sein heutiger Obmann, Professor August Steiger, in schriftdeutscher Sprache, im dritten Traugott Meyer in der Mundart der Basler Landschaft und in dem zuletzt, 1944, erschienenen Hefchen Ernst Schürch urchig bärndütsch. Diese Überschriften sagen deutlich, daß unsere Mundart nach der Ansicht der Verfasser gefährdet ist, daß sie des Schutzes und der Pflege bedarf. Nicht etwa, weil zu befürchten wäre, eine große Zahl Deutschschweizer könnten sich von ihr abwenden - das tun nur ganz wenige, und sie werden darum mißtrauisch angesehen -, wohl aber weil unser Schweizerdeutsch, in Städten mehr als auf dem Lande, zusehends an Kraft und Eigenart einbüßt und sich immer mehr der Schriftsprache angleicht. Das stellen die genannten Schriften fest, belegen es durch Beispiele und weisen Wege zur Abwehr.

Wesentlich Neues kann ich dazu nicht beitragen. Wohl aber möchte ich versuchen, die Entstehung und Wirkung bereits erkannter Tatsachen

an Einzelfällen verständlich zu machen. Die Beispiele entnehme ich zum größten Teil dem Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache („Idiotikon“) und der st. gallischen Mundart. In meinen Ausführungen bediene ich mich der Schriftdeutschen Sprache und antworte auf die von Adolf Guggenbühl in einer Druckschrift gestellte Frage „Warum nicht Schweizerdeutsch?“ sicher überzeugend für jeden, der für die Mundart gleiche Achtung verlangt wie für die Schriftsprache: „Weil ich es nicht kann, weil ich zu den um ihrer abgeschliffenen Mundart willen übel beleumderten Städten gehöre.“¹⁾ In den Streit darüber, wo in der Öffentlichkeit Schweizerdeutsch am Platze sei, lasse ich mich nicht näher ein. Ich würde die Frage so stellen: „Wer darf öffentlich Schweizerdeutsch reden?“ und antworten: „Jeder, der es wirklich kann, soweit nicht die Rücksicht auf die Zuhörer anders gebietet.“ Wenn wir uns an diesen Grundsatz halten und in öffentlicher Rede und Aussprache alles unechte Schweizerdeutsch ablehnen, werden wir am sichersten dazu gelangen, daß jeder der beiden Formen unserer Muttersprache, dem Schweizerdeutsch und dem Schriftdeutsch, ihr Recht wird. Wir werden verschont bleiben von dem sich vaterländisch gebärdenden Greuel des Redner-Schweizerdeutsch, das an Festen und Versammlungen und leider auch am Radio so oft unser Ohr beleidigt. Nur wenige Redner, am ehesten Berner, erfreuen uns heute schon durch gute Mundart. Daneben kommt es aber immer noch vor, daß einer eine schriftdeutsch geschriebene Rede mit Schweizerdeutschen Lauten und Endungen abliest, und daß die Zuhörer es sich widerstandslos gefallen lassen: Sprachlicher Landesverrat von beiden Seiten. Wer mit unreinem Schweizerdeutsch vor die Öffentlichkeit tritt und wer sich nicht dagegen auflehnt, versündigt sich an seiner Muttersprache.

Unrein wird das Schweizerdeutsch am häufigsten und am wenigsten auffällig dadurch, daß es sich dem Schriftdeutsch angleicht. Das tut es am widerstandlossten da, wo es nur wenig davon abweicht. Dem kleinen Kind hat die Großmutter Märchen *v e r z e l t*, es hat die Eltern manchmal *v e r z ü r n t*, ist über den Hund *v e r s c h r o c k e*, hat sich *v e r c h e l t e t*, hat seine Kleider *v e r r i s s e* und einen Teller *v e r b r o c h e* oder *v e r s c h l a g e*. In „gutem“ Deutsch heißt es „erzählt“, „erzürnt“,

¹⁾ übrigens hat ja auch Guggenbühl die Frage schriftdeutsch gestellt und beantwortet! St.

„erschrocken“, „zerrissen“; einen Teller kann man nur zerbrechen und weder verschlagen noch erschlagen, belehrt der Lehrer die Klasse, wenn solch eine „falsche“ Form in der Schule laut wird, vielleicht ohne hinzuzufügen, daß sie in der Mundart nicht nur erlaubt, sondern geboten wäre. So kann in den Kindern die Meinung aufkommen, „erzählen“, „erzürnen“ sei besseres, richtigeres Deutsch als *v e r z e l e* usw. und auch in der Mundart vorzuziehen. - Wie oft hatte der Großvater das Kind auf den Knien geschaukelt und dazu gesungen „Rüte, rüte, Rößli, z'Galle stoht e Schlöbli, z'Bade stoht e g u l d i g s H u u s“; jetzt hört es von des Königs „goldener“ Krone, singt von der „goldnen“ Abendsonne und an der nächsten *C h i l b i* kauft es für vier Batzen „en goldene“ und nicht mehr e n g o l d i g e Ring, wie ja auch die Mutter die *R ö ö s c h t i* stets in einer *i s e n e*, nie in einer *i s i g e* Pfanne zubereitet. So können golden, silbern, hölzern auch in die Mundart eindringen. - Wir unterscheiden nicht mehr zwischen *l i i n i g e m* und *r i i s t i g e m* *Z ü ü g*, jenes aus Flachs, dieses aus Hanf; *L i i n i g s* aber ist uns geblieben, ob schon *L i i n* allein nicht mehr gebräuchlich ist, nur noch in Zusammensetzungen, wie *H a l b l i i n*, *L i n t u e c h*, *L i i l a c h e*²⁾. St. Galler kennen aus der Geschichte ihrer Stadt die in alter Zeit der Leinwandschau dienenden *L i i b e t b e n f*, aber niemand spricht mehr von *L i i b e t* (entstanden aus *linwät*, das, mit gewant sich kreuzend, Leinwand ergeben hat). So geht altes Sprachgut unter. Wir können den Vorgang nicht aufhalten, vielleicht aber verlangsamten.

Urge Schwierigkeiten bereitet es den Erstklässlern, beim Gebrauch des Zeitwortes „hören“ Mundart und Schriftsprache auseinanderzuhalten. „*J g h ö ö r e = n = e s* Glöggli, das lüütet so nett“, dürfen sie singen. Wenn aber ein Schüler voll Freude über den nahen Stundenschluß berichtet, er *g h ö r e* die Schulglocke läuten, wird ihm das als sachlich und sprachlich ungehörig verwiesen. „*E s h ö ö r t e m*“, bemerkt ein schadenfroher Mitschüler. „Es gehört ihm“, hätte er schriftdeutsch sagen müssen. Die waghalsigen Turnkünste eines Kameraden veranlassen einen der Heimkehrenden zu der Bemerkung: „*E r h ö ö r t nööd*, bis 's e n

²⁾ Gehorchen alle Deutschlehrer, wenn sie mit der Klasse Goethes „Totentanz“ lesen und das Wort *Laken* erklären, dabei ihrer Pflicht, an das in unserer Volkssprache aussterbende Wort *L i i l a c h e* zu erinnern?

g i t , d ä ä h ö ö r t i s N a r e h u u s . " D e r L e h r e r h ä t t e v e r l a n g t „ e r h ö r t n i c h t a u f " u n d „ e r g e h ö r t " , g a n z a b g e s e h e n v o n d e m s o w e n i g b e d e u t e n d e n u n d d o c h s o v i e l s a g e n d e n „ E s g i t e n " .

Wir sind unvermerkt in die Schule gelangt und können gleich Antwort suchen auf die Frage, ob wirklich die Hauptschuld an der Verflachung der Mundart auf sie falle, wie viele meinen, und ob ihr die Pflege der Mundart als eine neue Pflicht aufgebürdet werden dürfe. - Die Schule führt die Kinder in den Gebrauch der Schriftsprache ein und durchbricht damit die Alleinherrschaft der Mundart. Wenn sie den Anflug nicht mitmacht, die Schriftsprache „Gutdeutsch" oder einfach „Deutsch" zu nennen, als ob die Mundart „Schlechtdeutsch" oder überhaupt nicht Deutsch wäre, wenn sie sich um die saubere Scheidung, aber gleiche Wertschätzung beider bemüht, kann man nicht sie verantwortlich machen für allfälligen nachteiligen Einfluß der einen Sprachform auf die andere. Die Schule ist sich jedoch ihrer Pflicht gegenüber dem Schweizerdeutsch nicht immer bewußt gewesen. Am Gymnasium hatten wir zu meiner Zeit, das heißt vor mehr als einem halben Jahrhundert, nicht wenige Lehrer, die auch außerhalb der Schule nur Schriftdeutsch mit uns verkehrten und damit glauben machten, Schweizerdeutsch sei höherer Wesen unwürdig. Wenn sie wenigstens die Hochsprache vorbildlich gesprochen hätten! Jedoch einer von ihnen begann jede Unterrichtsstunde mit der nicht gerade gewissenhafte Vorbereitung verratenden Frage: „Wo simmer das letschte Mal stäcke geblibe?" Einem andern entlockte jedes Stundenschlußzeichen die wie ein Seufzer der Erleichterung klingenden Worte: „Wir wollen hören." Und ein seit Jahrzehnten in Sankt Gallen wirkender süddeutscher Naturkundler setzte mich in der Reiseprüfung in Verlegenheit durch die Frage: „Hat 's Froschle au Zändle?" So gemütlich geht es heute nicht mehr zu, dem Schweizerdeutsch und dem Schriftdeutsch zum Wohl.

Es genügt aber nicht, wenn die Lehrer die von der Schule vermittelte Form unserer Muttersprache vorbildlich sprechen und die von zu Hause mitgebrachte nicht herabwürdigen, sie alle, jedenfalls die Deutschlehrer aller Stufen, müssen f ü r die Mundart wirken, wenn auch nur durch gelegentliche Hinweise auf ihre Eigenart und ihre Vorzüge. Wer dazu guten Willen und das nötige Wissen mitbringt - dieses sollte zum Rüstzeug eines jeden Deutschlehrers an einer Volks- oder Mittelschule der

deutschen Schweiz gehören -, findet Gelegenheiten dafür mehr, als man erwartet. Einige Beispiele mögen es belegen. Wie schwerfällig sind im Schriftdeutsch Wörter wie Sauberkeit, Traurigkeit, Bitterkeit, Geschwindigkeit, Magerkeit, Heiterkeit, Üppigkeit, verglichen mit schweizerdeutsch S ü ü b e r i , T r u u r i g i , B i t t e r i , G s c h w i n d i , H e i t e r i , T ü p p i g i . H e i t e r i entspricht zwar der Bedeutung nach nicht schriftdeutschem Heiterkeit, sondern Helligkeit; das Eigenschaftswort üppig ist echter Mundart fremd, darum kennen wir auch keinerlei Üppigkeit. Sonderbarerweise ist aber aus dem Satz „es ist üppig“ durch falsche Trennung das Eigenschaftswort t ü p p i g hervorgegangen und mit der Bedeutung schwül bei uns heimisch geworden. T ü p p i g i ist also die schweizerische Form der Üppigkeit. - Im Gegensatz zum Schweizerdeutsch vermag die Schriftsprache fast nur aus einsilbigen Eigenschaftswörtern Dingwörter auf =e abzuleiten: Größe, Länge, Wärme, Kälte usw. Zu dem einsilbigen schnell aber stellt sie Schnelligkeit, vielleicht weil Schnelle, abgeleitet von schnellen, schon eine abschüssige Stelle in einem fließenden Gewässer, eine Stromschnelle, bezeichnet. Wir Schweizer können trotzdem i d e S c h n e l l i etwas verkehrt machen, und wir werden „Schnelligkeit“ in der Mundart geflissentlich meiden, nachdem wir darauf aufmerksam geworden sind, daß S c h n e l l i oder G s c h w i n d i den Begriff so viel gefälliger ausdrückt.

Das ist die eine Wirkung solch gelegentlicher Belehrung. Sie bezweckt und erreicht aber viel mehr. Im Anfang stutzen die Schüler darüber, daß ihr Deutschlehrer das Schweizerdeutsch der Beachtung, ja wissenschaftlicher Behandlung für würdig hält; allmählich aber gewinnen sie ein ganz neues Verhältnis zu ihrer bisher vernachlässigten Umgangssprache. Sie erkennen, daß auch Schweizerdeutsch eine vollwertige Sprache ist, die eigenen Gesetzen gehorcht, denen ihre Träger sich fügen müssen, daß neben der Staatsform, neben Sitte und Brauch auch die angestammte Sprache ein Teil des von unsern Vorfahren auf uns gekommenen Erbes und mit inbegriffen ist in Fausts Mahnung: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Eine solche scheinbar selbst gewonnene, wenn auch vom Lehrer sorgfältig angebahnte Erkenntnis wirkt tiefer und nachhaltiger als ein Vortrag über den Wert des Schweizerdeutsch und der Mundarten überhaupt. Sie dringt auch in die Familie und wird mit der Zeit Gemeingut des Volkes. Von einem derartigen

Vorgehen würde ich mir mehr Nutzen für die Mundart versprechen, als wenn ihr nach der Forderung Adolf Guggenbühls und neuestens auch der Stiftung Pro Helvetia auf allen Schulstufen regelmäßige Lehrstunden eingeräumt und damit in den Schülern der Eindruck erweckt würde, der Unterrichtsplan sei um ein Fach mehr belastet worden. Wir wollen ja auch nicht das **W i s s e n** der Schüler bereichern: **S i n n u n d V e r =**
s t ä n d n i s für die Muttersprache, **S r e u d e** an ihr zu wecken, ist unsere Absicht. (Fortsetzung folgt)

Von der Zweisprachigkeit und den Sprachen in der Bundesstadt *)

Es gab eine Zeit, da man glaubte, je mehr Sprachen einer spreche, um so höher stehe er auf der Bildungsleiter. Es soll zwar auch noch heute Leute geben, die keinen deutschen Brief schreiben können, dafür aber ihren Stolz dreinsetzen, drei oder vier Sprachen zu radebrechen. Die Einsichtigen haben aber doch gemerkt, daß nur verhältnismäßig wenige mehr als eine Sprache wirklich zu beherrschen vermögen und der Erwerb fremder Sprachen bei sehr vielen auf Kosten der Muttersprache geht, namentlich dort, wo diese ungenügend verwurzelt ist. Auch hat man die Meinung, es könne beispielsweise der Durchschnitts-Deutschschweizer so in die romanische Kultur eindringen und sie so in sich aufnehmen, daß sie ein „selbstverständliches Stück seines geistigen Lebens“ wäre, als eine Illusion erkannt. Der Zweisprachige oder Bilingue, dem zwei annähernd gleichzeitig erlernte Sprachen gleich geläufig sind, wird deshalb heute nicht mehr bewundert, sondern viel eher als Sprachzwitter aufrichtig bedauert, weil er keinen festen Sprachboden unter den Füßen hat und daher auch kein tragfähiges Kulturfundament besitzt. Ausnahmen bilden die seltenen Sprachgenies, die mehrere Sprachen wirklich voll beherrschen.

Leider hat man die Gefahr der Sprachverwilderung, der Sprachenmischung und des damit zusammenhängenden Sprachzerfalls bei uns

*) Mit Erlaubnis des Verfassers und der Schriftleitung des „Berner Schulblattes“ (leicht gekürzt) abgedruckt aus dessen Nummer vom 24. 8. 46. Der tapfere Verfasser ist der stadtbernerische Schulsekretär.